

## Vom Leben und Geiste Franz' von Sales.

Am 28. Dezember 1922 sind es dreihundert Jahre, daß Franz von Sales vom irdischen Schauplatz abberufen wurde. Eine der edelsten Gestalten der Kirchengeschichte und einer der erfolgreichsten religiösen Schriftsteller, wurde er 1877 von Pius IX. zum Kirchenlehrer erklärt und gewann hierdurch zur innern Werbekraft des großen geistlichen Lehrers und Seelenführers auch die Autorität der höchsten kirchlichen Empfehlung. Um so mehr läßt sich hoffen, daß eine wenn auch kurze Zusammenfassung seiner ästhetischen und mystischen Briefe und Schriften einige Anregung bieten werde<sup>1</sup>.

Ähneln doch die Zeit, in der des Heiligen Wirken sich entfaltete, in religiöser Hinsicht vielfach unsern Tagen. Um die Wende des 16./17. Jahrhunderts war in religiösen Kreisen in- und außerhalb der Kirche eine starke Gegenströmung gegen die geräuschvolle Äußerlichkeit und Unrast der vergangenen Jahrzehnte eingetreten. Die tieferen Naturen begannen es zu fühlen, daß in der „Welt“ der Friede nicht zu finden sei, weder durch Krieg und Politik noch durch Kunst und Wissenschaft und geistige Kultur. Eine allgemeine Sehnsucht und erwartungsvolle Hinwendung zu einem ernst gefaßten, innerlichen Christentum bezeichnete den Umschwung.

In dieser Zeit fiel Franz von Sales eine Art messianischer Sendung zu. Er hat durch seine liebenswürdige Heiligkeit und seine Schriften wahre Wunder gewirkt in seinem Leben, Wunder der Erleuchtung und Ermütigung zur Heiligkeit. Und wer heute seiner milden und doch starken Führung sich vertraut, dem wird es frei und wohl zu Mute wie dem Wanderer, der aus engen, dunklen Tälern in die weite, lichte Klarheit seiner Bergluft steigt.

Als Sohn der Höhenwelt im doppelten Sinne des Wortes tritt Franz von Sales uns entgegen. Die Landschaft, die sich seine Heimat nennen darf, ist eine der entzückendsten Europas: Schloß Sales bei Thorens in Savoyen, an jener freundlichen Stelle, wo das Hochgebirge gegen den lieblichen See von Annecy sich neigt — zu Häupten die Erhabenheit der ewigen Berge, zu Füßen das milde, sonnenreiche Tal des Fier — sozusagen das natürliche Sinnbild jener großen Seele, in der sich Majestät und Lieblichkeit, Erhabenheit und Zartheit so wunderbar vereinen.

1567 geboren, ist Franz der Erstgeborene einer adligen Familie. „Gott und meine Mutter lieben mich sehr“, ist das erste Wort, das uns vom Heiligen berichtet wird. Wäre es Legende, es könnte nicht schöner gedichtet sein als Vorbedeutung dieses Lebens und Charakters.

Nach den vorbereitenden Studien in der Heimat kam der Jüngling 1581 nach Paris, dem altberühmten geistigen Mittelpunkt Europas. Er hatte sich vom Vater ausgebeten, die dortige Jesuitenschule zu besuchen, das Collège Clermont, das schon bald nach seiner Gründung mit der Sorbonne konkurrierte. Doch war er nicht im Internat, sondern wohnte nach der Sitte junger Adliger im „Hotel“ — und es bekam seiner Entwicklung gut; die mannigfachen gesellschaftlichen Beziehungen waren seiner Welt- und Lebenskunde för-

<sup>1</sup> Franz von Sales, Weg zu Gott. München 1922, J. Müller-Verlag (Ars Sacra).

derlicher, als es die besten Unterweisungen in der Abgeschlossenheit hätten sein können. Den Lehrern und Beratern seiner Jugend blieb er zeitlebens mit der größten Dankbarkeit ergehen.

Vor jeder ungünstigen Entwicklungserscheinung allerdings konnten auch seine Lehrer ihren vielversprechenden Zögling nicht bewahren — aber das Leben selbst hält im allgemeinen Gegengifte genug bereit. Die Frömmigkeit des jungen Studenten war nach seiner aufrichtigen Selbstbeschreibung eine Zeitlang etwas wunderlicher Art: überladen mit Vorbildern und Heiligenfiguren, denen er möglichst im einzelnen nachzuahmen strebte, bis auf den „Devotionswinkel“, d. i. die schiefe Kopfhaltung der Frommen —, die er schon darum für Heilige hielt. Eine gewisse Angstlichkeit und Enge des Gewissens hemmt die fröhliche Entfaltung aller Gotteskräfte. Ja, dieser sonst so glücklich veranlagten Seele fehlen auch die Stunden düsterer Grübeleien nicht, die ihn bis an den Rand der Verzweiflung bringen.

Die Veranlassung ist bezeichnend für das ausgehende 16. Jahrhundert. Es war die Zeit der großen theologischen Auseinandersetzungen über das Zusammenwirken von Gnade und Freiheit und über die „Vorherbestimmung“ zu Himmel oder Hölle, ein Problem, das durch den Calvinismus besonders brennend geworden war und auch das Volk bewegte. Die Thomisten, die Molinisten! Jene stritten für die Vorherbestimmung, unabhängig von der menschlichen Mitwirkung — diese sahen dadurch die menschliche Freiheit und Verantwortung wie Gottes Heiligkeit bedroht, da folgerichtig nicht der freie menschliche Wille, sondern Gott selbst der Urheber der Sünde sei. — Was indes für Männer des Ratheders eine Übung theoretischer Denkfunktionen war, bedeutete für das empfängliche Gemüt des jungen Heiligen geradezu eine sittliche Existenzfrage. Er rang mit aller Seelenkraft und wußte bald nicht mehr wo aus und wo ein. Nicht umsonst warnen die großen religiösen Erzieher gerade hier vor Grübeleien! In letzter Not rief er ein „Memorare“ zum Himmel vor einem Bild der Gottesmutter. Da ward auf einmal Licht in seiner Seele. Eine innere Stimme sagte ihm, daß sein Begriff von Gott nicht wahr sein könne, daß „Jesus nicht Verdammer sei, sondern Heiland“ allen, „die guten Willens sind“.

Der Bann war gebrochen. Von jetzt an war der Molinismus ihm Leitstern in seinem religiösen Denken und pastoralen Wirken. Wie er selbst Ruhe und Frieden fand in einer Seelenhaltung, die sich nicht unausweichlich gestoßen, sondern zu freier Hingabe gezogen weiß, so fand er darin das Geheimnis sittlichen Aufschwungs in der Führung anderer — in der Überzeugung, daß Sittlichkeit und ewiges Schicksal ebenso am Menschen liegt, der will oder nicht will, wie an Gott, der die Gnade gibt zu wollen. So große Ehrfurcht er auch hegte vor den großen Lehrern der Vergangenheit, vor Augustin und Thomas —, in diesen wie in andern Punkten behielt er sich die Freiheit des persönlichen Denkens vor, ohne die die Wissenschaft ein leerer Name ist. Die Kirche anerkannte diese Freiheit, indem sie ihn zum Kirchenlehrer erklärte.

„In Paris lernte ich manches, weil es so meinem Vater gefiel, und Theologie, weil es mir gefiel“, hat Franz einmal gesagt. Das gilt noch mehr von Padua, wohin er 1588 zum weiteren Studium übersiedelte. Eingeschrieben

in der Fakultät der Rechte, verwandte er die Hälfte seiner Zeit auf Theologie; der berühmte P. Possevin war sein Seelenführer. Eine liebenswürdige Frömmigkeit und tadellose sittliche Reinheit inmitten der 20000 akademischen Bürger aller Länder gaben den glänzenden Geistesgaben des savoyardischen Edelmanns einen unbeschreiblichen Schmelz und eine Kraft der Anziehung, die alle fesselte, die ihn kennen lernten.

Als Doktor der Rechte zog er 1592 nach langem Fernsein in dem väterlichen Schlosse ein, der Stolz und die Freude seiner Eltern. Er brachte ein Geheimnis mit — uns Heutigen weniger überraschend als damals dem Vater, dem es die Vernichtung seiner schönsten Träume dünkte: Franz wollte Priester werden. In langsamer, stiller Reife war der Plan in ihm geworden und gewachsen, er wußte selbst nicht wo und wie — und fand es doch so selbstverständlich. Jetzt erst begann der Kampf — nicht mit sich selbst: mit dem Vater, der seinem Ältesten schon eine glänzende Partie ausersehen hatte. Erst als bekannt wurde, daß der Diözesanbischof den jungen Adligen — ohne dessen Wissen — in Rom als Propst von Genf in Vorschlag gebracht und bereits die Ernennung erhalten habe, gab der Vater nach. Franz wurde Priester und fast gleichzeitig Propst, der erste Prälat nach dem Bischof.

Seit der Reformation war der Sitz des Bistums Genf nach Annecy verlegt. Hier in seiner Heimat begann der Neupriester seine Tätigkeit mit der ganzen Hingabe und Liebe eines Heiligen, wenn auch naturgemäß die reife Abgeklärtheit seines späteren Alters erst allmählich in Erscheinung trat. Immerhin waren seine Predigten gegenüber der schwülstigen Zeitrhetorik schon eine wesentliche Besserung. Franz sah von Anfang an mehr auf den Nutzen für die Seelen als auf Prunk und weltliche Zier. So weit entfernt er sich auch fühlte von „genialer Leichtigkeit der Rede“ — er spottete nach Jahren noch über seine „Schwerfälligkeit“ —, die Zuhörer, ob gebildet oder ungebildet, fanden seinen Vortrag immer klar und edel und voll religiöser Wärme. Wenn auch das Sanguinische die Oberhand in seinen angeborenen Fähigkeiten hatte, es war weniger die lebhaft sprudelnde Art der Südländer als die natürliche Anmut und Fröhllichkeit gemäßigter Himmelszonen — mit dem Nimbus einer gewissen majestätischen Ruhe, die, den Frieden seiner Seele spiegelnd, nach dem Zeugnis der Madame de Chantal seinem ganzen Wesen das Gepräge gab.

Die Seelsorge hinderte nicht sein fortgesetztes wissenschaftliches Interesse. Auch in den dringendsten Geschäften wußte sich der Heilige sein Leben lang zwei Stunden täglich für privates Studium zu reservieren. Wo Wissenschaft und Leben sich verbinden, da ist einer gesunden Entfaltung beider am besten gedient.

1595 war ein denkwürdiges Jahr für unsern Heiligen. Der Landesherr von Savoyen, Herzog Emanuel Philibert, hatte beschlossen, die Grafschaft Chablais, die nach vorübergehender Genfer Herrschaft ihm wieder zugefallen war, zur katholischen Kirche zurückzuführen. Der Bischof suchte tüchtige Seelsorgekräfte. Franz von Sales meldete sich.

Große Gelegenheiten schaffen große Männer. Die Mission von Chablais brachte zur Entfaltung, was vielleicht sonst in ihm brach geblieben wäre. Unter fortgesetzter Lebensgefahr, um den Preis unerhörter Mühen, durch

Predigten, Disputationen, Flugblätter, durch die Kraft der Wissenschaft, der Herzensgüte und der liebenswürdigsten Heiligkeit verschaffte sich der Missionär allmählich Zugang zu den Herzen der verirrtten Schäflein. Die kalvinischen Sendlinge mußten vor der Weisheit seines Geistes verstummen und das Beispiel seines opfervollen Priesterlebens tat das übrige. Nach vereinzelt, Aufsehen erregenden Konversionen folgte die Masse. 1598 war das ganze Gebiet katholisch, etwa 20 000 an der Zahl. Franz war ein gefeierter Mann geworden.

Der Bischof ernannte ihn zum Koadjutor. In Rom und Paris eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Bald war er *persona gratissima* bei Heinrich IV., König von Frankreich. Man wollte ihn für immer für die französische Hauptstadt gewinnen, und in der Tat schien Franz sich im Pariser Leben wohl zu fühlen. Eine starke religiöse Bewegung hatte eingesetzt bei Hof und im Volke; die Mystik fand in manchen Klöstern eine Heimstatt, und wenn der junge Bischof predigte — und er wurde oft gebeten — waren die Kirchen überfüllt und die Begeisterung für ihn groß. Aber gerade damals starb der alte Genfer Bischof und der Koadjutor war sein berufener Nachfolger. Franz kehrte unverzüglich in die Heimat zurück.

Die letzten Reisen hatten den Blick des Seelsorgers bedeutend erweitert und seine Menschenkenntnis vertieft. Unter den mannigfachen persönlichen Beziehungen — nicht zuletzt zu Frauenklöstern — begann sich seine besondere Kunst der Seelenleitung zu entfalten, und hierin ist er der große Meister geblieben. Seine Hauptschriften selbst — „*Philothea* und „*Timotheus*“ — sind nichts anderes als Briefe der Seelenleitung.

\* \* \*

Fünfunddreißig Jahre zählte Franz von Sales, als er den bischöflichen Stuhl von Genf bestieg. Von Anfang an bewährte sich die außerordentliche Tätigkeit des Hirten und Seelsorgers. Er begann mit Einführung von regelmäßigem Katechismusunterricht für die Kinder, wobei er selbst mit gutem Beispiel voranging und durch seine muntere Kindlichkeit bald die Jungen und die Alten an sich zog. Der Ausbildung des Klerus widmete er besondere Sorgfalt. „Wenige, aber sehr gute Priester“ wünschte er. Visitationen von Pfarreien und klösterlichen Anstalten folgten sich in regelmäßiger Reihe. Bald war der Bischof bis ins letzte Alpendorf bekannt und aller Liebling. Seine Güte und Liebenswürdigkeit waren sprichwörtlich. Einfache Lebensweise, wenn auch durchaus seinem Stand entsprechend, ermöglichte ihm eine große Freigebigkeit gegen die Armen. Unablässig hörte er Beicht, empfing Besuche, schrieb Briefe ohne Zahl und fand bei alledem, wenn auch nur unzusammenhängend, Zeit zum Studium und zur Abfassung von Büchern. Wenn er die Gabe hatte, in das komplizierte Seelenleben der Gebildeten sich einzufühlen durch seine milde Liebe und durch seinen weltgeöffneten Optimismus —, so wurde er nicht weniger dem einfachen Volke gerecht durch Pflege der mannigfachen Andachtsformen, Bruderschaften, Prozessionen, die nun einmal dem Volke das Göttliche näher bringen als eine wenn auch noch so sublimen „Anbetung in Geist und Wahrheit“. Franz liebte die reiche Entfaltung des katholischen Gottesdienstes, ohne dabei die Grundlage aller christlichen Unterweisung zu vernachlässigen, die Heilige Schrift, vor allem das Leben unsres Herrn.

Dieselbe Hirtenliebe, die den hl. Franz zum Prediger, zum Seelenführer und später zum Schriftsteller machte, ließ ihn auch zum Ordensstifter werden. Als 1610 die langjährige Freundschaft mit Baronin Franziska von Chantal und einigen andern Damen zur Gründung des „Ordens der Heimsuchung“ führte, war es der leitende Gedanke des Stifters, für Töchter und Witwen namentlich der besseren Stände, die sich ohne die Strengheiten der alten Orden der persönlichen Heiligung und dem Dienste des Nächsten widmen wollten, einen Weg zur Erfüllung ihrer heiligen Wünsche zu öffnen. Es war das Lieblingswerk des hl. Franz.

Raum etwas anderes hat so allgemein menschliches und religiöses Interesse und war von solchem Segen für ihn selbst und viele andere wie die heilige Freundschaft, die den Heiligen mit Franziska von Chantal verband. Auf einer Predigtreise nach Dijon hatte er die junge Witve kennen gelernt, die, von einem klösterlichen Seelenführer mehr mißhandelt als geführt, trotz ihres starken, beinahe männlichen Charakters und ihrer hohen Religiosität nahe daran war, den Frieden, den sie suchte, vollends zu verlieren. Beim ersten Mal schon, als sie den Bischof sah, erkannte sie in ihm den Heiligen und den Verstehrer ihrer seelischen Unrast. Mit einer gewissen Zurückhaltung, doch ohne Angstlichkeit, kam ihr Franz entgegen, und als er Dijon verließ, konnte er ihr von einem Gasthof aus die kurzen, inhaltsreichen Zeilen schreiben: „Ich überzeuge mich jeden Augenblick mehr davon, daß mich Gott zu Ihnen geführt hat, und ich bitte ihn, uns recht oft im Herzen unsres Herrn zusammen weilen zu lassen, um dort unser Leben aufzuopfern, das wir von ihm empfangen haben. Tun Sie ein gleiches für mich, der Ihnen in Christus ganz ergeben ist — Franz von Sales.“

Es war der erste in der Reihe jener Briefe, die zum Schönsten in der Briefliteratur überhaupt gehören, so tief und schlicht, so rein und innig, so gemütvoll und gedankenreich und Muster feinen Stils. Die intime Sprache hat gelegentlich ängstliche Seelen überrascht, die gewohnt sind — fast möchte man sagen, eher den Maßstab irgend eines fremden Musters als den Maßstab Jesu Christi und des Evangeliums zur Beurteilung von Heiligkeit anzulegen. Nur vollendete Menschlichkeit und menschliche Heiligkeit wird eine Liebe zwischen Mann und Frau verstehen, wie Franz von Sales selber sie beschrieb: „Weißer als der Schnee, reiner als die Sonne, stark und unbeugsam, ohne Maß und Vorbehalt, zart und innig, kurz — wenn ich mich nicht täusche — ganz in Gott.“

Für Mutter Chantal war die Herzensfreundschaft mit dem Genfer Bischof der providentielle Weg zur Heiligkeit, und für ihn war sein Führerweg zugleich der Aufstieg zu den Höhen mystischer Gottesliebe. Für die Heilige, an ihrer Seite, hat er den *Traité de l'amour* geschrieben; sie ist in gewissem Sinne Mitverfasserin; und wenn es auch übertrieben scheint, die Frau zur Führerin zu machen auf dem mystischen Pfade dieser wahlverwandten Seelen, es ist schwer zu sagen, welche mehr die gebende und welche die empfangende war. Im rein asketischen Gebiete sind die Rollen klar, und hier gerade wird auch skeptische Zweifelsucht sich widerlegt geben müssen: Wenn der heilige Franz nach eigenen Worten niemand auf der Welt so liebte wie seine „teuerste Tochter“, — von niemand verlangte er so große Opfer um Gottes willen, so

große Selbstverleugnung, so große Heiligkeit. So ist die himmlische Sehnsucht Wirklichkeit geworden, der einst der heilige Bischof also Ausdruck gab: „Möge jenes heilige Feuer, das alles in sich wandelt, unsre Herzen wandeln, auf daß sie nichts als Liebe seien und so wir nicht mehr Liebende, sondern Liebe seien, nicht mehr zwei, sondern ein einziges Selbst; denn die göttliche Liebe macht ‚aus zweien eins‘ in erhabener Einigung.“

Als Franz und Franziska den Orden der Heimsuchung gründeten, konnte ihr Lebenswerk kein sprechenderes Symbol erhalten als „ein Herz, von zwei Pfeilen durchbohrt, von einem Dornenkranz umschlungen, ein Kreuz darüber und darin die heiligen Namen Jesus und Maria“. So der hl. Franz an die Stifterin. Es war das Bild, das Margarete Mlacoque in ihren heiligen Gesichten sah — und so liegt hier bereits der Ausgangspunkt der Herz-Jesu-Andacht, wie wir sie heute verstehen.

Seelsorglichen Ursprungs und Charakters wie alles, was der heilige Bischof unternahm, sind auch seine Schriften. Neben zahlreichen Predigten und Abhandlungen, vornehmlich apologetischen Inhalts, ragen namentlich zwei asketisch-mystische Meisterwerke hervor, die ihren Verfasser in der Geschichte der religiösen Literatur unsterblich gemacht haben.

1. Einer verwandten Dame, Madame Louise de Charmoisy, hatte Franz eine ansehnliche Reihe von Briefen religiösen Inhalts geschrieben, die ihr zeigen sollten, daß — und wie — sie auch in weltlichem Beruf dem Ideal christlicher Heiligkeit entsprechen und „in der Welt leben könne, ohne deren Gesinnung anzunehmen“. Die glückliche Empfängerin zeigte gelegentlich ihren Schatz einem Jesuitenpater, der den Wert sogleich erkannte und den Bischof veranlaßte, daraus ein Büchlein zu machen. So entstand die *Introduction à la vie dévote*, genannt „*Philothea*“.

Die Veröffentlichung dieser Schrift war eine Tat in der Geschichte der Askese. Nicht als ob es bisher gar keine ähnlichen Lehrbücher gegeben hätte, aber sie waren von Ordensleuten und für Ordensleute geschrieben und hielten sich obendrein — nach Franz' von Sales Ausdruck — in so idealen Höhen, daß sie „mehr für die Vollkommenen“ waren, die bekanntlich nirgend existieren, „als für die Strebenden“. Sie litten mehr oder weniger an jener Zwiespältigkeit von Wirklichkeit und Ideal, von Natur und Übernatur, Diesseits und Jenseits, die den mittelalterlichen Geist kennzeichnet. „Es war das Leiden an der eigenen Beschränkung, an dem Unvermögen, die Welt zu meistern, woraus der ungeheure Sehnsuchtsdrang und der asketische Radikalismus sich ergab, den wir ‚Weltflucht‘ nennen —“ hat man mit einiger Schärfe, aber nicht ganz mit Unrecht gesagt. In der Laienwelt war infolgedessen nach der Bemerkung Bossuets „die Frömmigkeit beinahe erloschen“. Man verwies das Streben nach Vollkommenheit in die Klöster und hielt es für „etwas allzu Fremdartiges, um sich außerhalb derselben zeigen zu können“. Da kam der hl. Franz von Sales. Er war berufen, den Bann zu brechen und die Menschen über den verderblichen Irrtum zu belehren. Er hat die Frömmigkeit wieder welt- und sogar hoffähig gemacht. Nicht daß er sie verkleidet hätte, um sie weltlichen Augen erträglich zu machen — er zeigt sie durchaus als das, was sie ist, „mit ihrem Kreuz, ihren Dornen, ihrer Entsagung, ihren Leiden“. Aber er

zeigt auch, was sie nicht ist oder nicht zu sein braucht — nicht Frömmerei, nicht Weltflucht, nicht süßliches Schwelgen des Gefühls.

Der Verfasser der „Philothea“ kennt das menschliche Herz und mit klarem Geist und feiner Einfühlung beurteilt er das Leben, wie es für den einzelnen wirklich ist. Er will nichts weiter denn als einfacher Christenmensch reden, um zu trösten, zu lindern, zu raten und zu führen — tant homme que rien de plus, wie er von sich selber sagt: „Mensch sein und nichts weiter“; denn der vollendete Mensch in Gottes Gnaden ist ihm auch der Heilige — nichts anderes.

Von einem traditionell asketischen Standpunkt aus ergaben sich daraus allerdings einige Bedenken. Die Frommen nahmen vielfach Anstoß an der milden Behandlung, die der Bischof sogenannten weltlichen Vergnügen angedeihen ließ, insbesondere dem Tanz. Der Heilige hatte nämlich solche Dinge — ganz der theologischen Doktrin entsprechend (die aber der Askese ebensoweit seitab zur Rechten wie die „Welt“ zur Linken war) — als „indifferent“ behandelt, d. h. als etwas an sich Gleichgültiges, was je nach der Absicht gut oder schlecht sein könne, und hatte deshalb seiner „Philothea“ nicht zu grundsätzlicher Enthaltung, sondern zu vernünftigem, maßvollem Gebrauch geraten. Die gleiche unbedingte Ehrlichkeit und Weltoffenheit zeigt das Kapitel über die Honnêteté du lit nuptial. Gewisse Herausgeber haben — den Gesamtzweck des Büchleins völlig verkennend — solche Abschnitte weggelassen oder gekürzt — damit aber auch den Nutzen für die Leser, für die der Heilige schrieb.

„Philothea“ war vom ersten Erscheinen an das Handbuch der Laienaskeze und ist es bis heute. Ein Erfolg ohnegleichen war dem Büchlein beschieden. Mehr als vierzig Auflagen erlebte der Heilige selbst, und die Tausende und Abertausende, die es lesen und wieder lesen, fühlen es mit Freude: durch diese Zeilen rauscht der Strom einer großen Kultur, in der die Religion alle Lebensverhältnisse und Lebensäußerungen durchdringt, einer Kultur, die Religion und Wissenschaft und Kunst und Leben in einer großen, göttlichen Harmonie verbindet.

Jene Übereiferer aber, die dem hl. Franz den Vorwurf machen, er verbreitere und erleichtere allzusehr den Weg der Tugend, indem er die strengen Anforderungen des Christentums zu opfern oder zu mildern geneigt sei, — können sich allenfalls auf ihre persönliche „Auffassung“ des Christentums als „Katakombenchristentum“ berufen, selten auf ihre persönliche Durchführung des so gefaßten Ideals und auch nicht auf den Geist der heiligen Kirche, wie er sich in ihrem Lehramt kundgibt. Das päpstliche Breve, das ihn zum Kirchenlehrer erklärt, nimmt den Heiligen ausdrücklich in Schutz gegen solche Vorwürfe und sagt im Gegenteil, er habe es verstanden, sanft und weise die wahre Frömmigkeit den Gläubigen jeglichen Standes zugänglich zu machen“ und „allen Christen einen sichern, angenehmen und leichten Weg zu zeigen“, indem er überall die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Guten zeigt, gemäß der Frohbotschaft des Herrn, der zwar von einem „Kreuz“ spricht, das man „täglich auf sich nehmen“ müsse, aber von einem „süßen Joch“ und einer „leichten Bürde“.

\* \* \*

2. Ein köstlicher Niederschlag persönlicher Seelenleitung ist auch das zweite Hauptwerk Franz' von Sales, der *Traité de l'amour de Dieu* (Abhandlung über die Liebe Gottes) oder „*Timotheus*“. Es war des Heiligen Lieblingsbuch. Jahrelang hatte er es mit sich herumgetragen, bis es 1616 erschien. „Es ist für Sie geschrieben“, korrigierte er die allgemeinere Widmung des Vorworts, als er es der heiligen Mère de Chantal überreichte. Ein Handbuch der Mystik, „die Geschichte des Werdens, Wachsens und Abnehmens, der Tätigkeit und Eigenschaften, des Wertes und der Vorzüge der göttlichen Liebe“, ausgehend von den einfachen, etwas lehrhaft ausgeführten psychologischen Begriffsbestimmungen und im wohlbedachten Anstieg sich entwickelnd bis zu dem wundervollen Kapitel „vom Vergehen der Seele in Gott“. Eine Sehnsucht nach Gott, Sehnsucht des Herzens nach der unvergänglichen Liebe, Sehnsucht des Geistes nach den ewigen Ideen, eine Sehnsucht, wie sie aller großen religiösen Menschen Ausgang und Führung war und bis zur irdischen Vollendung blieb — so daß der Greis dem Kinde gleicht und das letzte Wort dem ersten. „Nach dir, mein Gott, dürstet meine Seele.“

Die mystische Lehre des „*Timotheus*“ ist voll Erhabenheit und Salbung und doch frei von gewissen Verftiegenheiten, die sonst in ähnlichen Schriften leicht begegnen. Wenn jemand nicht „die höchsten Gebetsgnaden“ erreicht, nicht das „Gebet der Einigung“ und seine wunderbaren Schauer genießt — nun denn, „haben wir nicht die heilige Eucharistie, worin ein jeder sich in Wahrheit einigt seinem göttlichen Erlöser?“ Und kannst du nicht lange deine Seele in der innigsten Einigung erhalten — so kannst du es doch „einigermassen durch einen kurzen, häufigen Aufschwung des Herzens zu Gott, durch Stoßgebeten der Liebe!“ Verzücungen? — verleiten oft nur zu „unfruchtbarer Sehnsucht“, und wenn die Ekstasen des Geistes und des Herzens zu hoch für uns sind — „es bleibt uns die Verzücung der Tat“, wo wir uns frei entfalten können, „wenn wir nicht mehr nach dem alten Menschen handeln, sondern nach den Eingebungen des göttlichen Heilands unsrer Seelen!“ Schließlich ist Demut und jede solide Tugend „höher“ als die „Einigungen der Beschauung und ähnliche Gaben“: „Diese sind nicht Tugenden; man braucht nicht danach zu streben, da sie durchaus nicht nötig sind, um Gott zu dienen und ihn zu lieben.“

„*Timotheus*“ reiht sich würdig neben „*Philothea*“, die salesianische Mystik ist die folgerichtige Entwicklung seiner Asketik. In unendlich fein durchdachter Weise ist Dogma und Leben, Mysterium und Mystik ineinander verwoben und das Übersinnliche — ohne den Wortballast endloser theologischer Termini — dem Gemeinverständnis nahegebracht. Denn daß auch die subtilste theologische Wahrheit letztlich nur der Heiligung der Seelen dienen und die Spekulation sich nicht zum Selbstzweck machen dürfe, ist für den Heiligen ausgemacht.

Auch dieses Buch erregte einigen Anstoß — wiederum bei den „Frommen“. Diesmal befremdete die Kühnheit der Phantasie und Sprache, womit der Heilige die Bilder irdischer Liebe auch zum Ausdruck himmlischer Empfindung verwandte — nach dem Vorbild des Hohen Liedes, seines Lieblingsbuches in der Heiligen Schrift. Man wird zugeben können, daß Franz hierin der literarischen Mode seiner Zeit weiter entgegengekommen ist als es unsrem

heutigen Geschmack entspricht. Aber es handelt sich nicht um Sittlichkeit, sondern um Etikette, und man wird sich fragen dürfen, ob unsre „verfeinerte“ Geschmacksrichtung eine Änderung des Menschen bedeutet oder am Ende nur der äußern Form — dem gegenüber das Alte doch wohl den Vorzug der Geradheit und Naivität besaß.

3. Am vollendersten enthüllt sich die Persönlichkeit in ihren Briefen. Gegen zweitausend sind uns von Franz von Sales überkommen, an eine große Anzahl von Personen. Es ist wahrhaft eine Lust zu schauen, wie er jeder einzelnen mit heiliger Ehrfurcht begegnet, weil er „in allem Gott“ geheimnisvoll zugegen und wirken sieht. Ihn beherrscht ganz die Stimmung, die der hl. Ignatius dem Seelenführer wünscht, daß er persönlich zurücktrete, „um Gott selber wirken zu lassen in der ihm hingeebenen Seele“. „Ganz unvergleichlich verstand er es“, sagt Franziska von Chantal, „à dresser les esprits selon leur portée sans jamais les presser. Er flößte ihnen eine geistige Freiheit ein, die ihnen alle Angstlichkeit benahm. Gottes Geist wollte er in den Seelen mit großer Freiheit wirken lassen, indem er sich selbst dem Zuge dieses Geistes anschmiegte und sie nach der Führung Gottes führte. Ich habe dies selbst an mir erfahren.“ Je mehr Empfänglichkeit für Gottes Liebe er in einer Seele fand, um so mehr stand er mit seiner Zeit und aller persönlichen Hingabe ihr zu Diensten, „sie im Herzen tragend wie eine Mutter ihr Kind, ohne jemals überdrüssig zu werden dieser süßen Last“.

Wie „persönlich“ gibt sich doch der Heilige in seinen Briefen, wie kindlich offen redet er von sich, wie zart und feinfühlig nimmt er an fremden Sorgen teil! Ein Beispiel aus einem Kärtchen an Chantal, 1606, als diese krank darniederlag. „Ich stehe vor der Besichtigungsreise durch meine Diözese und gehe guten Mutes daran. Gerade heute morgen fühlte ich einen besondern Trost dazu, nachdem ich einige Tage lauter Bangigkeit und Schwermut fühlte — doch nur an das Äußere meines Herzens rührend, nicht zu tiefst. Es war wie der leichte Schauer, den wir beim Vorgefühl der Kälte haben. . . . Ich erzähle Ihnen so meine kleinen Anliegen, weil es mir wohl tut. — Und Ihnen, das kann ich Ihnen sagen, weiß ich Dank, daß Sie zufrieden sind mit Ihrem Fieber. Wenn wir einen ganz feinen Geruch hätten, ich meine, wir würden in allem, was wir leiden, tausend Wohlgerüche riechen: Kommen sie doch alle von Gottes Hand. Erhalten Sie, meine liebe Tochter, Ihr Herz recht weit vor Gott! Laßt uns fröhlich wandeln in seiner Gegenwart; er liebt uns, wir sind ihm teuer. . . . Solange er unser Mantel ist, haben wir nichts zu fürchten. — Ich werde Ihnen oft schreiben, meine Tochter, und Sie tausend und tausendmal segnen mit den guten Wünschen, die wir Gott anvertraut haben. Leben Sie frohgemut! Sie mögen gesund sein oder krank, behalten Sie den Heiland innig in Ihrem Herzen! Meine liebe Tochter, meine sehr liebe Tochter — indem ich bin, was ich vor Gottes Majestät sein soll und was sich nicht aussprechen läßt, Ihr Franz von Sales.“

„Gott“ — das ist in allem, was der Heilige schreibt und tut, das eine große Ziel, ihm immerdar vor Augen schwebend. Einigung des Menschen mit Gott, durch Übereinstimmung des Willens, durch die Liebe, das ist das All-

beherrschende in seinem Leben und in seiner Lehre. Er enthüllt uns sein Innerstes, wenn er die Worte schreibt, daß es für einen religiösen Menschen sozusagen „nur eine Wirklichkeit“ gibt: Gott. Je mehr Einsicht er gewinnt in Welt und Leben, um so mehr verliert für ihn alles an Bedeutung, was nicht Gott ist, „selbst die eigene Tugend“, auf daß „Gott alles in allem“ werde. Für einen solchen Menschen gibt es keine Stürme mehr, die seinen tiefsten Seelengrund erschüttern könnten. Er hat Mut für Tausende und Gleichmut für alle Art von Schicksalsfügung: Gott in allem! „Was gibt es im Himmel und auf Erden, was nur im geringsten der Ruhe eines gottgeeeinten Herzens gleichkäme?“ lautete ein häufiges Wort des hl. Franz.

Gottesliebe — Gottesfriede! — Ist dieser tröstliche Doppelstern das Ziel, dahin des Heiligen Führung weist, so ist der Weg dahin der Weg der Einfachheit, des unbedingten kindlichen Vertrauens. Der wahre Christ, wie Franz von Sales ihn versteht, hat aller Sorge um sich selbst und um sein Los entsagt im Glauben auf den Herrn, der „die Liebe“ ist. Ein großer, unbesieglcher Optimismus, eine Ruhe, eine gottesfrohe Klarheit, die ganz wesentlich in dem befreienden Erlebnis seiner Studienjahre wurzelt. Wie wenige Heilige hat er — nach kurzer Auseinandersetzung schon — die Menschennatur von ihrer guten Seite genommen, wie wenige das Christentum als das, was es gegenüber heidnischem Welterschmerz und pantheistischer Tragik ist: als „Frohbotschaft“, als Religion der erlösten Gotteskinder.

Ach, er hatte sie gesehen im Zeitalter des Jansenismus, die düsteren, zerquälten Gestalten, die unter der Last ihrer eigenen Gebrechen (von fremden nicht zu reden) sich durch das Leben dahinschleppen und nie zur befreienden Erkenntnis kommen, daß einer ihre Schuld gesühnt, das „Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“. Er sah sie, die, der Frohbotschaft vergessend, Gewissenhaftigkeit zu Ängstlichkeit verzerren, Selbstbeherrschung zu Selbstzermürbung, Frömmigkeit zu Frömmelertum — wie sie auf eine Menge von Vorschriften starren, die sie übertreten könnten, auf die Zahl der Übungen und Vorsätze, die sie täglich zu erledigen hätten, bis die Natur versagt und selbst die Gnade nicht mehr zur seelischen Gesundung helfen kann, ohne Wunder.

Wie bedeutungsvoll ist da der christliche Optimismus unsres Heiligen gegenüber einem erlösungslosen oder selber sich erlösenwollenden Aszetentum! Man hat nie beobachtet, daß der Salesianische Geist die Seelen weichlich, oberflächlich und leichtsinnig gemacht hätte, wohl aber mutig und schaffensfroh. Nicht ohne gelinde Seitenblicke („Ihr fürchtet mehr die Fehler, als ihr die Tugend liebt“) lehrt er den Vorzug der positiven Mittel der Ascese vor den negativen, der Liebe vor der Buße, der innern Buße vor der äußern, der Demut vor dem Fasten, der Nächstenliebe vor dem „Selbsthaß“. Während der Jansenismus die Seelen einschnürt und beängstigt, schneidet der „religiöse Humanismus“ unsres Heiligen, wie man es treffend nannte, die finstern Auswüchse hinweg und weitet die Seele. Er nennt die „Ersünde“ nicht, ohne die „Erlösung“ mit zu nennen, und erfreut sich mehr des Wiedergeschenktens, als wenn es nie verloren gewesen wäre, gemäß dem alten Spruch von der *felix culpa* („selige Schuld, die einen solchen Erlöser haben durfte“) und *ubi abundavit delictum, superabundavit gratia* („wo die Sünde groß geworden, da ward übergroß die Gnade“).

Was das Gebetsleben betrifft, so verleugnet Franz von Sales nirgends die Ignatianische Schule, die ihn bildete. Er liebt und empfiehlt das innerliche Gebet vor dem mündlichen, das affektive vor dem rein betrachtenden, und preist als höchstes die einfache Hingabe des innern Menschen an Gott, möglichst als dauernde Stimmung unterhalten durch das „immerwährende Gebet“, den „Wandel in Gottes Gegenwart“. Derselben Quelle entstammt wohl auch die besondere Empfehlung der „häufigen“ (wöchentlichen) Kommunion — doppelt bedeutungsvoll in einem Zeitalter, wo der Jansenismus bereits weite Kreise in seinen Bann gezogen hatte.

\* \* \*

Übertreibungen irgendwelcher Art waren diesem harmonischen Charakter sozusagen instinktiv zuwider. Er selbst sagt es uns, daß er „für Extreme gar nichts übrig habe und von Natur zur milderen Seite neige“. Übertreibungen kommen von Enge des Geistes, der Dingen einen Wert beilegt, den sie nicht haben, weil er das Ganze nicht übersieht. Wer das einzig „Ganze“, das Unendliche sieht — wie kann ein solcher Mensch, der „göttliche Mensch“, der „Heilige“, etwas Endliches für wichtig halten und ein hiesiger Parteimann sein? Franz ist nicht leicht ironisch geworden; aber wenn er je ironisch, selbst sarkastisch wurde, war es angesichts der Streitereien unter Christen über Dinge, die ihm herzlich unbedeutend schienen. Es ist köstlich zu lesen, wie er einen angehenden Theologieprofessor vor pedantischem Weiterschleppen „gänzlich überflüssiger — wenn auch durch Gebrauch geheiligter — Fragen“ und vor einem „Überfluß zitierter Autoritäten“ warnt, wodurch man sich nur auf bequeme Weise auf Distanz vor aktuelleren Problemen halte. „Was für ein religiöses Bedürfnis sollte es beispielsweise für uns sein, zu wissen, *utrum angeli sint in loco per essentiam aut per operationem, utrum moveantur ab extremo ad extremum sine medio?*“

Man stritt um 1612 mit Leidenschaft in allen Ländern über die Gewalt des Papstes. Mit erfrischender Offenheit schreibt hierzu der Bischof: „Ich hasse instinktiv alle Streitereien unter Katholiken, die zu nichts führen als die Liebe zu untergraben.“ Und nicht ohne Bitterkeit meint er in einem andern Briefe: „Wären in Frankreich die Prälaten, die Sorbonne und die Orden einig, so wäre die Häresie innerhalb zehn Jahren gebrochen.“ Man denke aber nicht etwa an einen „Kreuzzug“ wider die Keger! Sein Wahlspruch war vielmehr: „Wer in Liebe predigt, predigt damit schon genug gegen die Häretiker, auch wenn er kein einziges Wort der Widerlegung gegen sie sagt.“

Milde und immer wieder Milde — das ist Salesianischer Geist. Die Legende weiß vom Heiligen zu berichten, er sei, von Natur Choleriker, nur durch eine Art Gewaltsamkeit gegen sich zu seiner lebenswürdigen Denkungsart gekommen. Bremond macht sich nicht mit Unrecht lustig über diese Fabel, die sich mit knapper Not auf ein paar geringfügige Gemütswallungen stützen kann (wie sie dem lammfrommsten Menschen begegnen), aber durch die ganze Entwicklung und die Selbstzeichnung des Heiligen eine glatte Widerlegung erfährt. Franz gesteht von sich, daß er „von Natur aus stets zur Nachgiebigkeit geneigt“ sei, daß er „niemand widersprechen könne“, und seine Erziehungsweisheit ist nirgendwo auf unmittelbaren Kampf gestimmt, sondern auf kluge Ablenkung,

Umgehung, indirekte Ausschaltung der Schwierigkeiten durch die positiven Mittel, namentlich die göttliche Liebe.

Eines nur ist richtig: so sanft und menschlich liebenswürdig er in der Wahl der Mittel war — in der Verfolgung eines gottgewollten Zieles war er stark und zäh wie wenige. Wie er einst selber in der Entscheidung seines Berufs handelte, so führte er auch andere mit zielbewußter Klarheit. Es ist durchaus die Wirklichkeit getroffen, wenn Chantal als die Quintessenz seiner geistlichen Lehre die Selbstverleugnung herausstellt, jene Willensrichtung der Seele, die sich zwar nicht mit einem „Alles oder nichts“ oder „Alles auf einmal“ befreunden mag, aber in der kleinen, unscheinbaren täglichen Pflichterfüllung die größte Sicherheit des Guten sieht, das bleibt.

\* \* \*

Soll man es „selbstverständlich“ oder „wunderbar“ nennen, wie geheimnisvolle Kräfte menschlicher Sympathien von der milden Güte seines Wesens strahlten? „Auffallendes sah man nicht an ihm“, berichtet Chantal; man sah nur einen wahrhaft guten Menschen und ahnte die Nähe Gottes. „O Gott, wie gut mußt du sein, da schon der Bischof von Genf so gut ist“, sagte Vinzenz von Paul, der ihn persönlich kannte. „Meine Seele“, meint der Heilige selbst, „ist arm und schwach; aber ich habe eine stete, geradezu unbefiegbliche Liebe zu denen, die in mir ihren Freund suchen. Niemand auf der Welt kann ein zärtlicheres Herz für seine Freunde haben und empfindet schmerzlicher die Trennung von ihnen als ich. Gott hat es gefallen, mich so zu bilden. Wer in meiner Gegenwart die Freundschaft angreift, mag sich vorsehen!“ — Ist es nicht wohlthuend, solche Töne aus dem Munde eines Heiligen zu vernehmen?

Was er beim Tode seiner Mutter oder seiner jüngsten Schwester Jeanne in Briefen schrieb, läßt sich an Menschlichkeit und religiöser Tiefe nur mit den Bekenntnissen des hl. Augustin beim Tode seiner Mutter vergleichen. Nach so manchen wunderlichen Seltsamkeiten in der Geschichte christlicher Ascese wirkt es geradezu erlösend, zu entdecken, daß Heiligkeit „nicht gekommen ist aufzulösen, sondern zu erfüllen“, was Gott Edles in die Menschenbrust gelegt.

Dies gilt schließlich auch von der Heimatliebe unsres Heiligen. Sie ist das liebliche Finale seines Lebens — wie die Herdenglocken seiner savoyardischen Berge es einst eingeläutet hatten. Als er die Kräfte schwinden fühlte, da überkam ihn noch einmal die Sehnsucht nach den Bergen. Er bestieg die Einsiedelei St-Germain im Hochgebirge und blickte noch einmal über Höhen, Tal und See und schaute auf das liebe, kleine Annecy mit seinem Kloster. . . „O Gott“, kam es von seinen Lippen, „wie gut und süß ist's hier zu weilen!“

Mit der ruhigen Gelassenheit und Klarheit, mit der er früher die entscheidenden Schritte seines Lebens lenkte, verfügte er über sein Sterben. Am 28. Dezember 1622 ging seine Seele heim zu Gott — als man in der Litanei der Sterbenden gerade zur Stelle gekommen war: „Ihr heiligen unschuldigen Kinder, bittet für uns!“

Fünfundfünfzig Jahre war er alt geworden. 1661 wurde er selig-, 1665 heiliggesprochen.

Otto Karrer S. J.